

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Feuille in der Aug. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Agenten.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 81.

Berlin, Freitag den 7. Juli

1837.

### England.

Bulwers „Athen“.)

Mit diesem Buche hat Bulwer nicht bloß das Europäische Publikum, sondern auch seine nächsten Freunde überrascht. Nach seinem bisherigen Auftreten in der Politik und Literatur kommt es jetzt wirklich unerwartet, daß er auf einmal die Geschichte, und zwar die so entlegene Geschichte Alt-Griechenlands ergreift. Ein Engländer kritisiert in dieser Beziehung: „Daß Herr Bulwer klassische Studien gemacht hat und eine reiche klassische Bildung besitzt, das wußten wir wohl: wozu wäre er auch im „College“ aufgewachsen? Gleichwohl hätten wir uns eher von dem Doktor Walker eines Traktats über Metaphysik oder zu Herrn Warburton<sup>\*)</sup> eines Lehrbegriffs der Theologie versehen, als uns von Bulwer ein ausföhrliches und gründlich gearbeitetes Werk über die Ursache von Athens Größe und Fall versprochen. Bei seiner lebendigen Phantasie, bei der lustigen Klarheit und Beweglichkeit seines Geistes, bei seiner satirischen Auffassungsgabe hätten wir ihm die ernstlichen, gewichtigeren Eigenschaften eines Geschichtsschreibers kaum zugestanden. Hat er so lange Zeit seine Phantasie und seinen Witz lediglich auf gefällige, geistreich anregende Romanschöpfungen verwendet, wie will er's jetzt zum mühsamen Fleiß des Sammlers und Forschers, wie zu der nüchternen Besonnenheit und leidenschaftlosen Stetigkeit des Urtheils, zu der streng und gerecht abwägenden Unparteilichkeit des Historikers bringen?“ — Nun, Bulwer hat sich auch hier in seinem Talent bewährt; er hat sich, wenn auch nicht als Gelehrter, doch als ein ganz tüchtiger Kenner der altklassischen Literatur und Geschichte gezeigt. Man erkennt, daß er den Griechischen Autoren viele Jahre selbständigen Studiums gewidmet hat und in den Geist ihrer Werke eingedrungen ist; er hat ferner die besten Englischen und Deutschen Erklärer zu Rathe gezogen und in den dunkleren Partien seines Gegenstandes zwar nichts Neues aufgestellt, aber das durch Anderer Forschungen gewonnene Licht glücklich auf die geeigneten Punkte konzentriert. Demzufolge ist sein Werk im Inhalte zwar nicht neu und eigentümlich, aber in der Darstellung interessant und für die Leser, auf die der Verfasser gerechnet hat, in hohem Grade lehrreich. „Nicht für Schulen und Studierstuben“, sagt er in der Vorrede, „habe ich dieses Buch geschrieben, sondern für die Lesewelt im Allgemeinen.“ Diesen Zweck einer populären Geschichte erfüllt es auch vortreflich. Noch höher jedoch ist des Verfassers Verdienst in denjenigen Abschnitten, wo von der Griechischen Literatur, namentlich von der poetischen die Rede ist. Er behandelt diesen Gegenstand mit großer Liebe und Ausföhrlichkeit, und namentlich seine Beurtheilung des Aeschylus und Sophokles wird nicht bloß bei Laien Bewunderung, sondern auch bei Gelehrten Anerkennung finden. Weniger befriedigend ist seine Darstellung der Griechischen Philosophie gerathen; die deutende Mythe des Pythagoras z. B. hat er gar nicht in ihrem Wesen gewürdigt, sondern sie mit dem Aegyptischen Aberglauben in Eins zusammengeworfen. Es hängt hiermit zusammen, daß er auch über den Ursprung, die Entwicklung, das Wesen Griechischer Religion nur sehr Mangelhaftes beigebracht hat. Die religiösen Traditionen des Orients und ihr Zusammenhang mit dem Griechischen Volksglauben sind ihm ein unbekanntes Feld. Dies kann uns jedoch nicht Wunder nehmen. Bedenken wir, daß Bulwer noch im ersten Mannesalter steht, und wie viele anderweitige Beschäftigungen von seinem Jünglingsalter an seine Zeit in Anspruch genommen haben, so ist eher Grund vorhanden, uns zu verwundern, daß der Lücken und Mängel so wenige und im ganzen wenig auffallende sind.

Ein anderer, gerechterer Tadel trifft den Mangel wahrer Unparteilichkeit in diesem Geschichtswerk. Bulwer hat mit vielen neueren Historikern den Fehler gemein, politische Ansichten von heute zur Betrachtung des Alterthums mitzubringen und die Ereignisse und Personen jener längstvergangenen Zeit durch die gefärbte Brille moderner Vorurtheile anzusehen. Als Mitford sich hinsetzte, eine Geschichte von Griechenland zu schreiben, konnte man in England nach den Gesinnungen des Mannes unfehlbar prophezeien, daß die Athenischen Demokraten in

seinem Buche schlecht wegkommen, die Lacedämonischen Aristokraten alle Gunst bei ihm finden würden; von Thirlwall ließ sich das Entgegengesetzte voraussehen. Und wie steht es um Bulwer? Es heißt zwar in der Vorrede mit seinen eigenen Worten: „Man hat die Geschichte der Griechischen Freistaaten so oft im Interesse des bigotesten Parteigeistes entstellt und ausgebeutet, daß die Versicherung an die Leser nicht überflüssig erscheint: wie auch mein politisches Glaubensbekenntniß für die Gegenwart und für England lauten mag, nie habe ich mit Wissen und Willen die große Wahrheit der Geschichte nach vergänglichem Interesse und Parteizwecken zu beugen getrachtet. Ist habe ich einen Tadel über das Volk von Athen auszusprechen, noch öfter es vor verdientem Tadel zu rechtfertigen gehabt; ich war mir dabei keines anderen Strebens bewußt, als nach gewissenhafter, unparteiisch gemessener Gerechtigkeit. Ich bin weit davon entfernt, in den Verfassungen und Verhältnissen jener Zeit Anspielungen und Deutungen auf die Gegenwart, die übrigens selten recht passen, aufzusuchen; das hiesse seine Richterwürde mit einem Advokaten-Rock vertauschen und an die hohe Aufgabe des Historikers mit der niederen Absichtlichkeit eines Pamphlet-Schreibers herangehen.“ Ganz schön, und wir wollen dem Verfasser auf sein Wort glauben, daß er sich keines anderen Strebens „bewußt“ gewesen, als nach „gewissenhafter, unparteiisch gemessener Gerechtigkeit“; er mag nie mit „Wissen und Willen“ ungerecht geworden seyn, aber geworden ist er's oft genug, ungerecht im Tadeln, übertrieben im Loben. Den Spartanern ist er ungefähr eben so abhold, wie Mitford den Athenern. Er ist eingenommen und weiß es wahrscheinlich selber nicht, aber die Leser merken's. Er kann einem Solon, einem Aristides seine Bewunderung nicht verlagern, aber wie ganz anders spricht sich seine Sympathie aus, wo von den Organen und Führern der Demokratie, von Themistokles und Perikles die Rede ist. (Fortsetzung folgt.)

### Frankreich.

Das Johannisfeuer im Jahre 1573.

Von Frédéric Soulié.

In einem Winkel der Königl. Bibliothek zu Paris fand ich ein altes eingebundenes Manuskript, das aus Pergamentblättern von verschiedenem Formate besteht. Es enthält die Erzählung der wichtigsten Begebenheiten, die sich in der Familie, der es einst gehörte, zugetragen, die Data der Geburten, Todesfälle und Heirathen, die beliebtesten Gesänge jener Zeit, Trinklieder, Anekdoten der Chronique scandaleuse, darunter wieder politische und moralische Betrachtungen: kurz, es scheint das Tagebuch einer Person gewesen zu seyn, die die Gewohnheit hatte, Alles niederzuschreiben, was ihr des Beachtens und Aufbewahrens würdig schien.

Auf der 31sten Seite dieses Manuskripts liest man: „Gestern, am 20. Dezember 1573, ist in der Kirche St. Germain l'Auxerrois die Hochzeit der Dame Rose Katharina von Danieborous und des Herrn Pierre du Ru, Capitains der Bogen- und Pistolenschützen unserer Stadt, gefeiert worden. Diese Heirath ist die Folge des berühmten Abenteurers mit der galanten Kage gewesen, das sich am Johannisabend des besagten Jahres zugetragen, und das Pierre du Ru so gewandt zu seinem Vortheil zu nutzen gewußt.“

Ich weiß selbst nicht, warum diese wenigen Zeilen meine Neugierde in so hohem Grade reizten, und weshalb ich es mir in den Kopf setzte, durchaus etwas Näheres von dem Abenteuer der galanten Kage wissen zu wollen. Ein Benedictiner, der den Wunsch hegte, den Tag, an welchem die Cimbern über den Rhone gegangen, ganz bestimmt angeben zu können, oder der durchaus genau Ort und Stelle wissen wollte, wo die Schlacht bei Chalons geliefert worden, konnte, glaube ich, in seinen historischen Nachforschungen nicht eifriger gewesen seyn, als ich es war, um jene berühmte Begebenheit kennen zu lernen.

Es ward mir nicht schwer, in alten Urkunden Notizen über einen der Helden dieser Geschichte, den Herrn Pierre du Ru, anzufinden, und ich wußte bald, daß er bei Gelegenheit des Johannisfeuers 1573 die große Summe von 23 Sous Tournois bekommen hatte, um seinen hundert Bogenschützen, die an dem besagten Tage auf dem Grève-Platz der Festlichkeit beiwohnen mußten, um das Volk dort in Ordnung zu halten, damit etwas zu Gute zu thun. Das Feuer muß wirklich in jenem Jahre ganz besonders prächtig gewesen seyn, denn außer mehreren ungewöhnlich großen Ausgaben, die mich in Erstaunen setzten, fand ich auch unter Anderem, daß man dem Seiler-Meister Ambot für eine gewisse Quantität von Stricken und Hans, die er zu dem Feuerwerk am Johannis-Abend geliefert, 9 Livres Tournois, dem Hauptmann der

\*) Athens, its rise and fall, with views of the literature, philosophy and social life of the Athenian people. By Edw. Lytton Bulwer, Esq., M. P. etc. 2 vols. London, 1837. Vol. Nr. 66 des „Magazins“.

\*\*) Beide bekannt als radikale Parlaments-Mitglieder und allerdings die entschiedensten Antipoden aller metaphysischen Bestrebungen und alles Spiritualismus. Walker ist Arzt, Redacteur der medizinischen Zeitschrift The Lancet, ins Parlament gewählt für den Londoner Bezirk Kingsbury, ein derber Agitator, der bei allen radikalen Meetings das laute Wort führt, daß er hier mit dem eleganten, weltmännlich feinen Bulwer in Parallele gestellt wird, ist eine kleine Malice des Englischen Rezensenten gegen Verstev.

Artillerie, Jean Durand, aber gar 37 Livres 3 Sous und 6 Deniers gezahlt habe, weil dieser Letztere an dem besagten Tage seine Kanonen auf dem Grève-Platz auffahren ließ, um das Feuer mit dem Donner seines Geschützes zu begrüßen. Auch erfuhr ich aus derselben Quelle, daß das Festmahl, mit dem die gute Stadt Paris damals den König bewirthet, ausgezeichnet reich und glänzend gewesen und übermäßige Kosten veranlaßt habe. Meister Johann de la Bruyère, Bürger und Kaufmann von Paris, hatte zu jenem wahrhaft königlichen Imbiß nicht weniger als 24 Pfd. der verschiedensten Konfekte zu 23 Sous, 12 Pfd. Zuckerwerk zu 30 Sous, 4 große Marzipan-Torten für 60 Sous und endlich 3 kolossale Französische Wappen, aus dem feinsten Zucker kunstreich geformt, für 25 Sous geliefert. Aber alle diese Reizen konnten mich doch nicht auf die Spur meiner galanten Kage führen.

Ich durchblätterte die Rechnungen aus jenem denkwürdigen Jahre mit noch größerer Aufmerksamkeit und entdeckte endlich folgende Anmerkung: „Für Lucas Pommeroy, Anseher der Kais der Stadt, der zu dem Johannisfeuer 1573 so wie auch in den beiden vorhergehenden Jahren zu derselben Festlichkeit die nöthigen Kagen, nebst einem großen leinwandenen Sack, worin besagte Thiere eingesperrt waren, geliefert: 100 Sous Parisis.“

Da hätte ich also den Sack aufgefunden, worin wahrscheinlich meine galante Kage mit allen anderen gesteckt hat, die dazu bestimmt gewesen, in den Flammen umzukommen und das Volk durch ihr ängstliches Todesgeschrei und ihre Zuckungen zu unterhalten; aber wie sollte ich ihn öffnen, um das interessante Thier herauszubekommen und es um sein Abenteuer zu befragen, um jene berühmte Begebenheit von ihm zu erfahren, die die Heirath der edlen Dame Katharina Duqueboeuf und des Capitains du Ru herbeigeführt hat?

Ich wußte nicht mehr, auf welche Art ich meine Nachforschungen fortsetzen sollte, als ich mich mit einem Male eines alten Buches erinnerte, das ich von einer meiner Reisen ins südliche Frankreich mitgebracht und das folgenden Titel hat: „Histoires joyeuses & galantes, une pour chaque jour de l'année.“ — Mit allem Vertrauen, das das Vorgesühl eines glücklichen Erfolges uns gewöhnlich einflößt, ergriff ich meinen alten Schatz, öffnete ihn und las wirklich unter dem Datum des 23. Juni: „Das berühmte Abenteuer der galanten Kage und dessen Folgen.“

Ich glaube nicht, daß Christoph Columbus, als er die neue Welt entdeckte, glücklicher war, als ich in diesem Augenblicke. Hier ist nun die samste Geschichte:

Am 23. Juni 1573 bemerkte man in einem Winkel des Grève-Platzes, hart an der Barrière, die dort von den Büchsen-, Pistolens- und Armbrustschüssen der Stadt Paris gezogen worden, um das Volk in Ordnung und von dem Johannis-Feuer fern zu halten, eine schöne, junge, reich gekleidete Frau, die aber in Blick und Haltung des Kopfes mehr Stolz zeigte, als es wohl einer Bürgerlichen zutau, die doch nur ihres Geldes wegen von dem edlen Herrn von Duqueboeuf geheirathet und in den Adelsstand erhoben worden war. Da aber ihr Gemahl vor einem Jahre gestorben, so war sie Witwe und von einem großen Schwarm von Verehrern umgeben, die ihr theils ihres großen Vermögens, theils ihrer Schönheit wegen den Hof machten. An diesem Tage war es keinem der Kavaliere, die ihr kultigten, gelungen, ihr ein Fenster zu verschaffen, von wo aus sie bequem das Feuer mit ansehen konnte, und deshalb hatte sie sich entschlossen, nach dem Grève-Platz zu gehen, um mitten unter dem Volke der Festlichkeit beizuwohnen. Fünf oder sechs ihrer eifrigsten Anbeter hatten sie dorthin begleitet und umgaben sie jetzt, um ihre reichen Kleider vor der Berührung des Pöbels und den Schreien der Weutelschneider zu schützen, die sie schnell genug aller Zierathen und Stickerien beraubt hätten. Indessen wäre es ihr doch nicht gelungen, so weit vorzudringen, wenn der Capitain Pierre du Ru nicht einige ihrer Begleiter erkannt und seinen Schützen befohlen hätte, ihr Bahn durch die dichten Massen Volkes zu brechen und sie an einen sichereren Ort zu geleiten. Er sah die Dame Katharina zum ersten Mal, und da sie außerordentlich schön war, suchte er sich ihr zu nähern und sagte ihr, wie glücklich er sich schätze, daß es ihm gelungen wäre, einer so edlen Frau einen kleinen Dienst zu leisten. Katharina Duqueboeuf antwortete stolz und kalt; der Capitain zog sich gekränkt zurück, aber dennoch war es ihm nicht möglich, der Unbekannten zu lächeln, so sehr hatte ihre Schönheit ihn entzückt. Er hielt sich also in ihrer Nähe, um ihr Benehmen gegen die jungen Edelleute, die ihr zur Eskorte dienten, zu beobachten, und sah bald, daß sie sich wie eine Königin von ihnen aufwarten und bedienen ließ, aber es ward ihm nicht klar, ob Einer derselben der glückliche Auserwählte sey; mit dem sie ihren Thron theile. Indem er sie so unverwandelt betrachtete, bemerkte er, daß sie sich lachend mit einer alten ärmlich gekleideten Frau unterhielt, die seit zwei Stunden auf derselben Stelle neben ihr stand und nicht aufhören wollte, zu jammern und zu wehklagen. Der Capitain hörte das Gelächter der Dame und der Herren, er sah die Thränen der Alten, und als er näher trat, um die Ursache dieses Kummers und jener Lustigkeit zu erfahren, vernahm er, wie die Alte zu einem der Kavaliere sagte: „Beim heiligen Johann, Herr, ich möchte sie Euch gegenüber sehen, und ich wette, daß ihr Schnurrbart dem Eurigen Furcht machen würde, denn er ist besser aufgestutzt, als der aller unserer schönen, süßen Herren, die das Gefolge einer Prinzessin bilden!“ — „Heda, Alte!“ rief Pierre du Ru, „beleidigt mir diese edle Dame nicht, oder ich lasse Euch von meinen Schützen festnehmen und ins Gefängniß werfen!“ — „Sachte, sachte“, erwiderte die Frau, „warum mischt sie sich unter uns, wenn sie nicht hierher gehört? Ist es denn übrigens nicht schon genug, daß die Hofleute uns unser Geld und unsere Thiere zu dem Feste nehmen; müssen sie uns auch noch von unserem Plage verdrängen, wenn wir das Feuer sehen wollen?“ — „Schweigt, Alte!“ rief du Ru, „oder...“ — „Mein Herr“, unterbrach ihn Dame Katharine, „diese gute Frau amüset mich, und Sie nehmen sich der Sache eifriger an, als man es von Ihnen verlangt.“

Der Capitain schloß sich noch tiefer gekränkt als vorher und gelobte sich in seinem Innern, alles Mögliche zu thun, um eine Gelegenheit aufzufinden, diese stolze Schönheit ein wenig zu demüthigen. Er zog sich also auf neue zu seinen Schützen zurück und konnte nicht hören, wie angelegentlich sich Katharine nach ihm erkundigte; denn sie war frappirt von seinem männlichen Gesichte, seiner ritterlichen Gestalt und Haltung und dem edlen Anstande, mit dem er die Hand auf das Heft seines Degens stützte, als ob er sagen wolle: „Diese gute Klinge hier bürgt für mich.“

Indessen war der König Karl IX. angekommen. Man hatte ihm eine große, zwei Pfund schwere, weiße Wachskerze, deren Griff prachtvoll mit rothem Sammet garnirt war, überreicht; Er. Majestät waren darauf an den Johannisbaum getreten, hatten mit höchstgehenden Händen das erste Reisbündel desselben angezündet und begaben sich darauf in das Stadthaus zurück. Nach und nach ergriff das Feuer die hölzernen Gefäße und leeren Tonnen, die rund um den Baum hoch aufgebäumt waren, und während nun Michel Noiret, der geschworene Trompeter des Königs, mit sechs seiner Gefährten Tusch blies und die Posaunen erklangen, zeigte sich dem Volke ein Schauspiel, das es mit lautem Jubelgeschrei begrüßte. Die Kagen, die bis dahin am Fuße des Baumes angebunden gewesen, wurden jetzt frei gelassen und fingen nun an, mit freischwebendem Gewinne ängstlich hin und her zu laufen; einige kletterten an dem Baume in die Höhe und fielen dann in das lodrende Feuer herab, andere stürzten sich mit wilder Wuth in die Flammen und erhoben, mit dem Tode kämpfend, ein betäubendes Angstgeschrei, welches das Geräusch der Trompeten und Posaunen überdünnte. Plötzlich schwang sich mitten aus den Flammen eine ungeheure Kage empor, kletterte bis zu der höchsten Spitze des Mastes, warf von oben herab rollende Feuerbälle um sich her, und in demselben Augenblicke hörte man mitten unter dem Gelächter und Freudengeschrei der Volksmenge die Stimme einer alten Frau, die aus Leibeskräften schrie: „Da ist er! Martial! mein Vater, Martial! Martial! Martial!“ Es war die alte Frau, die neben Katharine stand und jetzt ihren Liebling wieder erkannt hatte. Nach das Thier hatte die Stimme seiner Gebieterin gehört; denn in dem Augenblicke, wo es nahe daran war, in den Flammen wirbeln zu verschwinden, sprang es mit einem ungeheuren Sage von dem Maste herab und fiel jenseits des Feuerkreises, der den Baum umgab, zur Erde nieder. Die Sergeanten, die in der Nähe waren, um die Blut anzuschütten, wollten die Kage wieder einfangen; aber sie entwichte und flüchtete sich, unter dem lauten Gelächter und Beifallesruf des Hofes und Volkes, zu ihrer Gebieterin hinüber.

Aber plötzlich mischten sich Jammeröhne und lautes Angstgeschrei in dieses Gelächter. Die Kage hatte sich nämlich, wahrscheinlich um vor allen Verfolgungen sicher zu seyn, unter die Röcke der Dame Katharina verkröchen und diese so gebissen und zerkratzt, daß die arme Frau den Edelknechten, die sie begleiteten, ohnmächtig in die Arme gesunken war. Als diese sie aus der sie umringenden Volksmasse trugen, bemerkte der Capitain du Ru, der sich bei diesem tragi-komischen Vorfall der hochmüthigen Schönen wieder genähert hatte, auf der Erde ein weiß atlasnes Band, das mit Silber gestickt und mit rosa Bandschleifen besetzt war; er hob es auf und sah, daß es das Strumpfband der Dame Katharina sey, welches die böse Kage ihr wahrscheinlich losgerissen, während ihre abscheulichen Krallen die glänzend weiße Sammethaut der Dame zerkratzten. Du Ru steckte das Strumpfband ein und verwahrte es sorgfältig, ohne zu ahnen, daß er ihm einst sein Glück zu verdanken haben werde.

Katharina von Duqueboeuf war länger als einen Monat an den Folgen ihres Abenteuers krank, und während dieser Zeit erkundigte sich der Capitain täglich nach ihrem Befinden. So viele Theilnahme und Aufmerksamkeit gefielen der stolzen Frau, und als sie genesen war, erlaubte sie diesem treuen Verehrer, daß er sie besuchte und ihr den Hof machen dürfe; dabei hatte sie aber nur die Absicht, die Zahl der eifrigen Galans, die sie umschwärmten, durch einen jungen schönen Edelmann zu vermehren; denn sie war eben so gefühllos, wie kokett. Du Ru verschwendete also umsonst die zärtlichsten Blicke und feinsten Galanterien; keine Belohnung ward ihm zu Theil, und schon verzweifelte er an dem glücklichen Erfolg seiner eifrigen Bewerbung, als man eines Tages in Gegenwart der schönen Spröden von einer Heirath sprach, die nächstens stattfinden sollte, und der jüngste der Kavaliere ausrief: „Aber wir ist der schönste Theil des Festes vergönnt; denn ich werde der jungen Braut das Strumpfband lösen.“ — „Wahrhaftig“, sagte Dame Katharina, mit verächtlicher Miene, „ich begreife nicht, wie eine Frau sich dieser abscheulichen Ceremonie unterwerfen kann; ich meinerseits, ich wußte wohl nicht davon frei zu machen an dem Tage, wo ich Herrn von Duqueboeuf heirathete.“

Durch eine jener Inspirationen begeistert, die der Liebesgott zuweilen den treuen, aber unglücklichen Liebhabern einzubauen pflegt, steht du Ru auf, und er, der sich gewöhnlich nur mit einem schüchternen, ängstlich hingeworfenen Worte in die Unterhaltung zu mischen pflegte, antwortet mit leichter, offener Miene: „Meiner Treu, Madame, wenn Sie es auch nicht an ihrem Hochzeitstage erlauben, so ist das doch ein andermal geschehen; denn ich selbst besitze eines Ihrer Strumpfbänder, das Ihnen einst ein zudringlicher Unersehämter entwandt hat!“ — Die Dame ward vor Zorn bald blaß, bald roth, und rief aus: „Was Ihr da sagt, Herr, ist eine abscheuliche Lüge, und es thut mir nur leid, daß ich weder Bruder noch Gemahl habe, die Euch für solche Großsprechererei und Bosheit zur Rechenschaft ziehen könnten.“ — „Es bedarf keines Bruders oder Gemahls“, riefen alle Edelkneute wie aus Einem Munde, „wir übernehmen es, den Capitain du Ru für seine lägenhaften Reden zu strafen; er soll es wohl bereuen, eine so schöne Frau beleidigt zu haben.“ — „Ruhig, ruhig, meine Herren“, erwiderte du Ru lächelnd, „wie viel Duelle werden mir denn da mit einemmale angeboten? Sieben, glaube ich, denn Ihr seyd gerade so viele Kavaliere. Nun gut, ich nehme sie alle an, doch unter der Bedingung,

„daß Ihr eine Wette eingeht.“ — „Laßt hören, welche“, riefen Alle zusammen. „Ich verpflichte mich, Euch binnen zwei Tagen den Unverschämten, der das Strumpfband der Frau von Duqueboeuf entwandt hat, todt oder lebend, wie Ihr es wünscht, zur Stelle zu schaffen, und ich wette gegen tausend Livre Tournois, daß nicht Einer von Euch es dann wagen wird, mich aufs neue der Lüge zu zeihen.“ Die Kavaliere sahen sich über diesen Vorschlag erstaunt an, und Katharina rief ihnen zu: „Nehmen Sie es an, meine Herren, nehmen Sie es an; ich bürge Ihnen dafür, daß Sie Ihre Wette gewinnen, denn wenn Sie verlieren, so müßte ich ja eine Frau ohne Ehre gewesen seyn, und ich schwöre zu Gott, daß mein Gewissen rein ist.“ — „Wir willigen ein“, sagten die Kavaliere, „und nachdem wir die Wette gewonnen, rächen wir die beleidigte Ehre der Frau von Duqueboeuf.“ — „Wenn ich nun aber gewinne“, sagte du Ru mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit, „werdet Ihr Euch dann noch, meine Herren, für eine Frau schlagen, die sich das Strumpfband von einem Anderen abnehmen ließ?“ Die Edelleute sahen sich unentschlossen an und schwiegen. „Ihr zögert“, fuhr du Ru fort, „woblan, ich bin großmüthiger als Ihr, und auch selbst dann werde ich mich nicht allein für sie schlagen, sondern ihr auch das Anerbieten machen, mit meinem Namen für ihre Ehre zu bürgen. Nehmt Ihr das an, edle Frau?“ — „Wie!“ rief Katharina, „wenn Ihr gewinnt, wolt Ihr mir Eure Hand reichen?“ — „Ja wahrlich, das will ich.“ — „Ich laufe dabei keine Gefahr“, sagte sie mit verächtlichem Blicke, „es sey denn.“ — „Gut“, erwiderte du Ru, „übermorgen also zu derselben Stunde bin ich wieder hier und bringe den Gefangenen todt oder lebendig mit.“ — „Lebend, mein Herr“, sagte die Dame mit zorniger Miene, denn ich muß selbst mit ihm sprechen.“ — „Und uns wird er auch für seine Unverschämtheit Rede stehen müssen“, sagten die Edelleute. Du Ru glühte lächelnd und entfernte sich.

Am festgesetzten Tage waren Alle wieder bei Katharina versammelt, und zur bestimmten Stunde erschien du Ru, gefolgt von vier Dienern, die einen ungeheuren verschlossenen Koffer trugen, in dem ein Mensch wohl ganz bequem Platz haben konnte. Als die schwere Last in Katharina's Zimmer, wo der Ausgang der seltsamen Wette sich entscheiden sollte, niedergelegt worden war, näherte sich du Ru der Dame, und sich tief verbeugend, zog er aus seinem Wamms das Strumpfband der Schönen hervor. „Erkennen Sie dieses Band als das Ihrige?“ fragte er. — Die Dame erblickte vor Erstaunen und Verwunderung; aber da sie nicht lügen wollte, antwortete sie, daß es in der That ihr geböre, daß sie es aber ohne Zweifel verloren habe. Die jungen Edelleute fingen nun auch an, ein wenig verwirrt zu werden; sie wußten nicht, was sie davon denken sollten, und auch Katharina stülpte sich tief getränkt, als du Ru erwiderte: „Sie haben es nicht verloren, Madame, denn diese Kiste schließt den Verwagenden ein, der es wagte, das Band frevelnd zu entwenden.“ — „Deffnet! Öffnet!“ riefen die Kavaliere. — „Ich habe den Gefangenen fesseln lassen“, sagte der Capitain lächelnd; „denn so tapfer Ihr auch seyn möget, meine Herren, so würdet Ihr doch zurückweichen, glaube ich, wenn sein Schnurrbart dem Eurigen zu nahe käme.“ — So sprechend öffnete er den Kasten, und darin sah — der Vater der alten Sibylle, der die Dame Duqueboeuf einst so abscheulich zertrugt hatte. Alle brachen in lautes Gelächter aus, als sie sich des Abenteurers beim Johannisfeuer erinnerten, und du Ru sagte: „Nun, ist Einer unter Euch, der auf seine Ehre schwören könne, daß ich gelogen habe?“ — „Nein, gewiß nicht“, erwiderten sie; „wir werden die Tausend Livres bezahlen.“ — „Und Sie, Madame“, fuhr du Ru fort, sich zu Katharina wendend, „bekennen Sie, daß Sie die Wette verloren haben, und werden Sie mir Wort halten, wie diese Herren?“ — Alle legten ihren Unwillen über diese Anmohung laut an den Tag und sagten, daß es nicht Recht wäre, wenn eine Dame, die sie schon so lange verehrten, einem Neuangetommenen den Vorzug geben und ihm die Hand reichen wolle; denn er könne sie doch unmöglich so heiß lieben wie sie und verdanke den glücklichen Ausgang des Streites nur einer erbärmlichen List.

Die Frau von Duqueboeuf dachte einen Augenblick nach; dann erwiderte sie: „Ich weiß nicht, ob die Liebe des Capitains größer ist, als die Eurige, meine Herren; aber wenigstens wußte er es sinnreich und geschickt anzufangen, um mir ein Versprechen zu entlocken. Uebers dies kann ich auch nicht vergessen, wie schnell Euer Glaube an meine Ehre beim Anblick dieses Strumpfbandes wankend geworden, und da es mir seit einem Augenblicke ganz außerordentlich wohlgefällt, so erlaube ich meinem künftigen Gatten, es mir wieder anzulegen.“

So ward also nun du Ru — Dank sey es seiner List und Klugheit — der Gemahl der schönen Katharina von Duqueboeuf. Aus Erkenntlichkeit nahm er die alte Frau mit ihrer Kasse zu sich, pflegte sie bis an ihr Ende und gab der letzteren einen Pagen und einen Lakai zur Bedienung.

### Ein Manuscript von Napoleon.

(Fortsetzung.)

Drei Jahre waren seitdem vergangen, und der Professor mochte den Schüler sammt der Prophezeiung vergessen haben, als im Jahre 1788 eines Morgens selbst ein junger Artillerie-Offizier in sein Studierzimmer trat. Es war sein früherer Schüler Bonaparte. Schon auf der Kriegsschule hatte der junge Mann zu nichts Anderem Neigung bewiesen, als zu mathematischen Wissenschaften und zur Geschichte. Plutarch war sein Lieblings-Autor; aus innerer Ahnung wußte seine Seele, daß sie bei Plutarch in Gesellschaft ihres Gleichen sey. Vielleicht auch schwebte ihm bei diesem Buche der großen Männer und Thaten auf jeder Seite das Wort vor Gedanken, das Rousseau über Korfska gesprochen: „Es ahnt mir, diese kleine Insel wird einmal die Welt in Erstaunen setzen.“ Dieser Plutarch ist Libriens von jeder das Orakel, der vertraute Seelenrath aller thatkräftigen Geister gewesen, so auch der dramatischen Dichter, die in ihrer Weise gleichfalls Männer der That

sind. Wie viel Theil Plutarch am Shakespeare und Alfieri gehabt hat, ist zur Genüge bekannt, und so sehen wir, daß auch Napoleon's Genie sich an ihm groß genährt hat. Der persönliche Heroismus, dessen Spur und Andenken nur zu oft in der Fluth der Begebenheiten untergeht, bat sich in diesen schönen Biographien feisch und glänzend und in lebendigen Zügen kenntlich erhalten.

Ein Schüler, der, wie Napoleon, eben so viel Neigung als tiefe geistige Anlage zum Studium der Geschichte mitbringt, wird sich auch seines Lehrers, an dessen Unterricht er zuerst den Gegenstand liebgewonnen, mit fortwährender Dankbarkeit erinnern. Also, wie gesagt, Napoleon Bonaparte fand sich eines Morgens bei dem Professor Delesguille ein, und nachdem man eine Weile von der Schule, dann von dem Lebenslaufe des jungen Artillerie-Lieutenants gesprochen, der die letzten drei Jahre bei seinem Regimente in La Fère und in Valenciennes gestanden hatte, ging Napoleon, der schon damals die Umkehr nicht liebte, unmittelbar zum Gegenstande seines Besuches über. „Ich komme“, sagte er, „um, wie vor drei Jahren, bei Ihnen Lection in der Geschichte zu nehmen“; und mit den Worten zog er ein großes Manuscript aus der Tasche. Hatte der gute Professor bisher im Gespräche sich vertraulich geben lassen, wie denn überhaupt schon die Epaulette den ehemaligen Abstand zwischen Lehrer und Schüler beträchtlich verflüchtete, so nahm er jetzt allen seinen Anstand und seine Gravität zusammen und ließ sich das Gesuch seines Schülers vortragen. Napoleon hatte das wohlbekannte strenge Urtheil seines Professors einigermaßen gefürchtet und deshalb seinen historischen Versuch zuerst dem Abbé Raynal vorgelesen. Dieser fand großes Gefallen daran und rieth ihm zur Fortsetzung. Kein Wunder: in Napoleon's Schreibart bat allezeit etwas Deklamatorisches gelegen, und dieser erste Jugendversuch namentlich mochte in einem Tone geschrieben seyn, der dem declamationsfüchtigen Verfasser der *Histoire philosophique des deux Indes* nicht wenig zusagte. Freilich ist ein großer Unterschied zwischen Declamation und Declamation, und mit all seiner phrasenreichen Effect-Jägererei bringt es ein Raynal nicht dazu, daß man von seinem Styl sagen kann, was der alte Domairon von Napoleon's Schreibart gesagt hat: „Das ist Granit, an vulkanischem Feuer gebärtet.“ Von dergleichen haben auch Marmontel und Labarpe, Raynal's kritische Drakel, keine Ahnung gehabt. Kurz und gut, aus Raynal's Lobe schöpfte der junge Bonaparte Mut und trug sein Opus zu seinem Professor. Herr Delesguille nahm es zu Händen, schlug es langsam und gravitatisch auf einander und las den Titel. Ein großer Schrecken überfiel ihn, und mit bedenklicher Miene sah er den verwegenen jungen Mann an. Die Ueberschrift lautete: „Geschichte der Korsischen Freiheit.“

Das Manuscript machte einen ziemlich starken Quartband, gegen hundertundfünfzig Blätter in etwas weiltäufiger, nachlässiger Schrift. Nicht bloß an der Wahl des Gegenstandes, auch an den seltsam verzogenen Krähensfüßen, an den vielen durchstrichenen und ausgekrachten Stellen erkannte der Professor seinen vormaligen Schüler wieder — so auch an der Diction, die von schleppender Breite zu lebendig schlagender Kürze, vom Gewöhnlichen und Trivialen zu originellen Gedankentönen plötzlich übersprang und sich fast durchgängig in ziemlich affektirtem Phrosenschwulst bewegte. Manche revolutionaire Kühnheit in Gedanken und in Worten machte den Professor stutzen, so daß er das Buch zuschlug und kopfschüttelnd, wie Einer, den etwas Unbegreifliches ängstigt, den jungen Kriegsmann mit den Augen musterte; der aber stand unbeweglich und verzog keine Miene. — Zum Anfange der Geschichte war ein kurzer Ueberblick der Schicksale und des Zustandes von Korsika unter seinen verschiedenen Beherrschern seit der Römerzeit gegeben, bis auf die Zeit des Aufstandes gegen Genua und des Aufstretens der beiden Paoli. Die Thaten und Kämpfe dieser beiden Freiheitshelden, mit sichtbarer Vorliebe erzählt, nahmen zwei Drittheile des Manuscripts ein. Es athmete durch und durch den instinktmäßigen, trognathigen Freiheitsgeist, wie er zu Hause war auf den Korsischen Bergen. — Der junge Bonaparte verlor die Geduld; er bat den Professor, seine Bemerkungen an den Rand zu schreiben, und empfahl sich. Der gute Professor machte seine Noten und Randglossen mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, nahm auch jede Gelegenheit wahr, unter die literarischen und historisch kritischen Bemerkungen manchen guten Rath und Wink, manche lebhafte Ermahnung mit einfließen zu lassen. Aber wer nicht kam, sein Manuscript wieder abzuholen, das war Bonaparte. Für ihn hatte eine andere Geschichte angefangen, und seine Begeisterung für Paoli war vertracht, abgetäubt. Das ging folgendermaßen zu:

Als die konstituierende Versammlung im Jahre 1790 der Insel Korsika den gleichen Genuß aller Französischen Rechte und Gesetze zugesand, bestieg Mirabeau die Rednerbühne — er mochte von der Zeit her, da er als junger Offizier unter den Französischen Truppen auf Korsika gedient, manche Sünde gegen das Land gut zu machen haben — und verlangte die Zurückberufung aller vertriebenen Korser. Das Dekret erging; Paoli eilte aus England herbei und ging zunächst nach Paris, um der National-Versammlung in seinem und seiner Landsleute Namen zu danken. Damals stellte ihn auch Lafayette dem König vor. Bei seiner Rückkehr nach Korsika wurde der Volksheld mit ganz unerhörter Begeisterung unter einem wahren Taumel von Freudenbezeugungen aufgenommen. Paoli wurde mit Ehrenbezeugungen, mit Würden, mit Aemtern, die eine bedeutende Macht in seine Hände legten, gleichsam überschüttet; er nahm Alles an, und man glaubte ihn dankbar für Frankreich gewonnen. Er aber näherte andere Gedanken und trachtete, sich dieser Mittel, dieser Gewalt gegen Frankreich zu bedienen, sobald die Zeit herangerufen seyn würde, den alten Korsischen Freiheitsgeist wieder wach zu rufen.

Der junge Bonaparte wohnte der triumphirenden Rückkehr Paoli's als Augenzeuge bei — und siehe da, statt daß seine Begeisterung den Gipfel hätte erstigen sollen, kam er auf ganz andere Gedanken und Gesinnungen. Der Knabe hatte in der ersten Aufwallung patriotischer Gefühle nichts Herrlicheres geträumt, als Paoli's Wert fortzusetzen;

da nun aber der Held selbst wiederkam, das Begonnene zu vollenden, fühlte Bonaparte sich dadurch getroffen und verletzt, als hätte dies nimmermehr geschehen dürfen. So aufsechtig seine Liebe und sein Enthusiasmus für Paoli gewesen war, so eifrig er daran gearbeitet hatte, Paoli's Andenken im Lande beliebt und populär zu erhalten, so war dies doch in der Erwartung geschehen, daß er, Napoleon, diese Popularität erkenne, daß er, und nicht sein erlittener Vorgänger, die Früchte der ausgestreuten Saat ernten sollte. Darin sah sein jugendlicher Ehrgeiz sich getäuscht, und darum wurde der Enthusiasmus, den er selbst mit hatte anregen helfen, ihm zur Pein. Der Meister wich dem Schüler nicht schnell genug vom Platze. Der junge Mann sprach diese Gesinnungen nicht aus, war sich ihrer selbst kaum bewußt, aber als dunkles Gefühl lagen sie in seiner Seele; es wurde ihm unbehaglich und unmutig in den Verhältnissen und Aussichten, worin er sich bisher bewegt hatte, und sein Geist wendete sich von da an den französischen Interessen zu, welchen zugleich die Mehrzahl seiner Familie anhing. Denn nur sein Vater, Carlo Bonaparte, war mit dem General Paoli durch die Bande persönlicher Freundschaft und ungetrennter Treue verbunden, während zwischen den beiderseitigen Familien seit langer Zeit eine geheime Abneigung bestand; und da die Paoli an die Spitze der korsischen Partei traten, so sahen sich die Bonaparte schon dadurch an die Französischen gebunden. Napoleon konnte überdies, für seine Person, seine französischen Erinnerungen nicht vergessen; ihm, der Frankreich in der Wiedergeburt begriffen, der das große Vorbild einer Revolution bei einem großen Volke gesehen hatte, wie klein mußte ihm jetzt dieser Bürgerkrieg auf der entlegenen Insel, dieser Streit um die Nationalität der Korsen vorkommen! So kam es denn bald dahin, daß Bonaparte dem einst verehrten Vaterlandshelden als entschiedener Gegner gegenüberstand.

Paoli erhielt nämlich zu Anfange des Jahres 1792 von der französischen Regierung den General-Lieutenants-Titel und das Kommando der 23ten Militär-Division; zugleich aber wurde Napoleon prebitorischer Kommandant eines Bataillons besoldeter National-Garden, die man zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe anheob und organisierte. Daß die französische Regierung etwa die Absicht gehabt haben sollte, Paoli durch Bonaparte in Zaum zu halten, daran ist nicht zu denken; noch hatte Napoleon sich nicht als der offenbart, der er später wurde; auch war er in seiner neuen Stellung durchaus Paoli subordinirt. Am Ofter-Sonnabend desselben Jahres kam es zu Ajaccio, wo die Bevölkerung sich durch überspannten korsischen Patriotismus auszeichnete; zu unruhigen Auftritten, woran auch die National-Garde Theil nahm, und Napoleon schritt hier mit dem unter seinem Befehl stehenden Bataillon auf eine Weise ein, die gewissermaßen als ein Präliminar zu seinem 13. Vendémiaire gelten kann. Darüber entstand große Erbitterung der Patrioten, und Napoleon's Feinde beschuldigten ihn laut, er hätte selbst die Bewegung angestiftet, um sich aus der Unterdrückung ein Verdienst zu machen. Man brachte es wirklich dahin, daß er nach Paris gehen mußte, sich dort zu rechtfertigen, und vielleicht war es diese Reise, die seine künftige Größe entschied, indem sie ihn im entscheidenden Zeitpunkte dem engen korsischen Schauplatze entriß. Er war in Paris, als die Umwälzung des 10. August 1792 ausbrach, und da ging es plötzlich in ihm auf wie ein Licht, das ihm die Zukunft erhellte. Ob er die Begeisterung für die in ihrem Ausbruch so furchtbare republikanische Freiheit theilte, mag dahingestellt seyn; aber hier, und nur hier, bot sich seinem Ruhm- und Thatendurst die Gelegenheit, eine große Rolle zu spielen. Von da an warf er mit entschiedenem Sinne das ganze Gewicht seines Genius und seines Ehrgeizes in die Schale der französischen Partei, und wie er selbst mehr Französisch gefinnt nach Korsika zurückkam, als er gegangen war, so fand er auch in Paoli und den Seinen noch entschiedenere Korsen, als je vorher. So wurde die Kluft zwischen Beiden immer tiefer und weiter; entfremdet und kalt standen sie einander gegenüber und beobachteten sich mit gegenseitigem Mißtrauen. Bald fand Paoli es unerträglich, bei jedem seiner Schritte den festen und forschenden Blick des jungen Mannes auf sich gerichtet zu sehen. Wo zwei Feinde, zwei Nebenbuhler so fortwährend Aug' in Auge gegen einander stehen, da bedarf es nur geringen Anlasses und der Kampf bricht unter ihnen aus. Damals gerade schickte die französische Regierung den Admiral Truguet mit einer Flotte gegen Sardinien. Die Expedition mißlang, und auf Paoli fiel der Verdacht, er habe dies Mißlingen herbeiführen helfen. Der schwergereizte Mann wartete die förmliche Untersuchung nicht ab; er erhob die Fahne des Aufstandes, und aller verborgene Haß auf beiden Seiten brach in lichte Flammen aus.

Es ist wirklich schade, daß die Geschichtsschreiber des großen Kaisers von seinen ersten Lebensereignissen so wenig Notiz genommen und namentlich die Thaten und Fahrten des Artillerie-Lieutenants Napoleon Bonaparte so kurz übergangen haben. Im Vorbeigehen führen sie uns wohl nach Brienne zur Militärschule, wo man den Helden im Kadettenrock sieht; dann aber gedenken sie seiner mit keinem Wort, bis er auf einmal, wie eine Bombe, auf den Felsen vor Toulon loepfakt. Dazwischen liegen acht Jahre: was that er während der Zeit? Meint man etwa, sein feuriges Genie sey in der Einsamkeit den lebhaftesten, aber unfruchtbaren Träumen des Ehrgeizes nachgegangen? Mit nichten; damals schon begann er, mit den Häufen der Parteigänger über die Berge und Thäler Korsika's einberziehend, sein langes Kriegsleben, von dem er nicht eher als auf St. Helena ausruhen sollte. Ist es möglich, dieses verschollene Blatt seiner Lebensgeschichte wieder aufzufinden? den Prolog zu dem großen Drama wieder herzustellen? Zum Theil vielleicht. Noch ist die Erinnerung an die Kämpfe jener Tage auf Korsika nicht erloschen; noch mag mancher graue Groß- und Ur-Großvater, wenn er sich vor seiner Hütte in den Strahlen der Abendsonne wärmt, dem jüngeren

Geschlecht von Paoli und von Bonaparte erzählen, von dem seltsamen, kleinen jungen Offizier mit dem mageren, bleichen und strengen Gesicht, der Monate lang den Helden Paoli sammt seiner unermesslichen Popularität in Schach zu halten wußte. Recht auf korsische Weise wurde damals der Krieg von beiden Seiten geführt; und der große Paoli, der sein Vaterland von der Genuesischen Zwangsherrschaft glorreich befreit, der einmal sogar die französischen Kriegeschaaren in die Flucht getrieben hatte, dieser Paoli, an dem Alfieri's stolzes, auch vor Friedrich dem Großen sich nicht scheutes Auge mit begeisteter Verehrung hing, fand an dem jungen Bonaparte einen so furchtbaren Gegner, daß der korsische Haß die Grundzüge der Ehre bei ihm überdug, und daß er Mordpläne gegen den Nebenbuhler zwar nicht selbst anstiftete und begünstigte, aber doch duldete und gewähren ließ. Die ganze Familie Bonaparte mußte 1793 aus Korsika weichen, und Napoleon mit ihnen. Erbittert und beschämt über diesen Ausgang — obwohl letzterer mit Unrecht, denn erst nach Wundern der Tapferkeit und Berwegenheit hatte er sich zum Rückzuge verstanden, — achtete er von nun an jedes Band, wodurch er noch an Korsika hing, für zerissen, und als das Fahrzeug ihn und die Seinen an der französischen Küste aussetzte, gedöhrte er mit allem Sinnen und Trachten gar; und gar Frankreich an. Die Familie schlug ihren Wohnsitz in der Gegend von Marseille auf, und kurze Zeit darauf befand sich der junge Artillerie-Lieutenant bei dem Belagerungsheer vor Toulon. So führte ihn sein Glück immer zu rechter Zeit und unversehens an die Stelle, wo man seiner bedurfte.

Im Fortzuge des Krieges auf Korsika unterlag Paoli zum zweiten Male, begab sich wieder nach England und starb etliche Jahre später mit dem zwiefachen Schmerz, daß er sein geliebtes Korsika nicht befreien können und daß er seinen Feind Napoleon auf dem Throne Frankreichs sah. Wenn wir anerkennen, daß Napoleon nicht bloß vom Schicksal zu größeren Dingen berufen, sondern auch wirklich ein Größerer war, als Paoli, so darf uns dies gleichwohl nicht ungerecht machen gegen den Unterliegenden. Die Geschichte vollzieht die nothwendigen Schicksale der Menschheit und kennt dabei kein Erbarmen, keine Schonung; wer sich ihrem Laufe entgegenstellt, wird zerwalm, trotz der heldenmüthigsten Geistesgröße. Das Edelste, was die Geschichte gegründet hat an Staaten und Institutionen, sieht sie gleichwohl mit Lust zusammenstürzen, sobald an dessen Statt das Neue herangebildet und gereift ist, und im Kampf gegen dieses Weltoverhängniß schließt keine Tugend, keine Tapferkeit vor dem Unterliegen. Darum darf man aber auch nicht den moralischen Werth der historischen Personen, die im Anstreben gegen die Bewegung der Geschichte befestigt worden, nach dem unvermeidlichen Ausgange schätzen. Die Kraft, die gegen den reisenden Strom zu steuern sucht, ist auch eine Kraft. Die wahre Größe liegt ja nicht in dem, was man ausgerichtet, sondern in dem Bewußtseyn des Wollens und der Kraft. Wenn der Titan dem härteren und jüngeren Göttergeschlecht unterliegt und an den Felsen geschmiedet wird, so ziemt unsrer Philosophie nicht, wie der Geier an ihrem Leibe zu nagen; vielmehr gebührt auch den Gefesselten unsere Ehrfurcht. Wer sein ganzes Leben der Freiheit des Vaterlandes opfert, mag kurzfristig seyn, aber großmüthig ist er gewiß; und darum bleibt Paoli für alle Zeiten ein plutarchischer Held. (Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

— Caulaincourt und Michailowsky-Danilewsky. Unter dem Titel „Erinnerungen des Herzogs von Vicenza (Caulaincourt)“ hat eine Madame Charlotte de Sor so eben zwei Bände Memoiren des gedachten Generals drucken lassen, die ihr derselbe angeblich bei einem Zusammenleben mit ihr an einem Badeorte durch Erzählungen mitgetheilt haben soll. Bald nachdem die Pariser Nouvelle Minerve einige interessante Bruchstücke aus diesen Denkwürdigkeiten als Probe gegeben, erklärten die Söhne des verstorbenen Herzogs von Vicenza, daß sie durchaus keinen Antheil an der Veröffentlichung dieser Erzählungen hätten, und daß sie vielmehr im Besitze schriftlicher Memoiren ihres Vaters seyen, die jedoch erst nach dem Tode aller darin vorkommender Personen publizirt werden dürften. Gleichwohl hörte Madame de Sor nicht auf, ihre Publication für eben so authentisch auszugeben, als rührte sie aus der Feder des Herzogs selber her. Und in der That werden auch mancherlei Umstände, namentlich die Geschichte der Abdankung Napoleon's und der Mission Caulaincourt's an den in Paris verweilenden Kaiser Alexander, mit solchen Details erzählt, daß man an ihre völlige Wahrheit glauben könnte, wenn nicht unglücklicherweise für Frau von Sor gleichzeitig mit ihrem Buche ein lebender und völlig kompetenter Zeuge jener Scenen aufgetreten wäre, der, so viel sich bis jetzt ermitteln läßt, die Wahrheit der „Erinnerungen an den Herzog von Vicenza“ sehr zweifelhaft macht. Das in Riga erscheinende und von dem immer noch geistig regsamem Dr. Carlief Merkel redigirte „Provinzialblatt der Russischen Ostsee-Provinzen“ macht zuerst darauf aufmerksam, daß Herr General-Lieutenant Michailowsky-Danilewsky, bekanntlich der Flügel-Adjutant des Kaisers Alexander in den denkwürdigen Feldzügen von 1812 — 1813, in seinem von uns bereits erwähnten Werke über diese Zeit den Empfang Caulaincourt's bei dem Kaiser von Rußland, die Bestellungen Alexander's über das von dem Herzoge vorgetragene Gesuch Napoleon's und endlich den Verlauf der ganzen Unterhandlung mit demselben so völlig anders als Frau von Sor darstellt, daß man ihren Bericht für nichts anders als eine romantisch ausgeschmückte Erzählung von Thatsachen, die ihr vielleicht oberflächlich bekannt worden sind, ansehn kann. Wir haben bereits in Nr. 61 des „Magazins“ darauf hingewiesen, auf welche Weise man in Paris Memoiren fabrizirt. Allem Anschein nach, haben auch die „Erinnerungen an den Herzog von Vicenza“ einer ähnlichen Speculation ihre Entstehung zu verdanken.